



Nr. 14.

Posen, den 2. April.

1893.

## Am Oftertag.

Erzählung von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

Säh, als wäre er von einer derben Faust unsanft aufgerüttelt worden, fuhr der Oberlehrer und Gymnasialprofessor Friedrich Hermann aus seinem süßesten Morgenschlummer empor.

Obwohl durchaus kein Anhänger neumodischer Suggestionstheorien, war der Professor Hermann doch sein Leben lang einigermaßen stolz gewesen auf die Thatsache, daß es für ihn nur eines festen Vorsatzes vor dem Einschlafen bedurfte, um ihn auf die Minute genau zu einer beliebigen Morgenstunde aufwachen zu lassen. Er hielt diese Erscheinung für einen sicheren Beweis ganz außerordentlicher Charakterstärke, und er sah voll mitleidiger Verachtung auf alle diejenigen herab, welche in kritischen Fällen zu schlechtgehenden Weckeruhren, unpünktlichen Hausknechten und anderen kümmerlichen Hilfsmitteln ihre Zuflucht nehmen mußten.

Auch heute hatte die erstaunliche Energie seines Willens sich auf das Glänzendste bewährt, und es fehlten sogar noch drei Minuten an sechs Uhr, als der Oberlehrer nach kurzem, siegreich bestandenen Kampfe heldenmüthig mit beiden Füßen zugleich aus dem warmen Bette fuhr. Es dämmerte erst, und nur ein fahlgrauer Schimmer stahl sich an den herabgelassenen Fenstervorhängen vorbei in das etwas nüchterne Schlafgemach des alternden Junggesellen. Den Oberlehrer fröstelte. Er beillte sich, seinen Anzug zu beenden, und während er das Spiritusflämmchen unter der Kaffeemaschine entzündete, brummte er etwas verdrießlich vor sich hin:

„Es sind drei Stunden von meinem besten Morgenschlaf, um die mich das Wettermädel gebracht hat — und noch dazu an einem Feiertag! — Auf die Bequemlichkeit eines angejahrten Onkels scheint die junge Dame nicht eben viel Rücksicht zu nehmen.“

Der aromatische schwarze Trank, dessen Bereitung der Professor seit seinen Studentenjahren niemals mehr fremden Händen überließ, nahm ihm jedoch den letzten unangenehmen Druck von Stirn und Augen hinweg und stellte das etwas erschütterte Gleichgewicht seiner Seele in durchaus befriedigender Weise wieder her. — Als er um halb sieben Uhr in festtäglichem schwarzen Gewande auf die Straße hinaus trat, statt des sonst unvermeidlichen Bücherpäckchens ein spanisches Rohr mit riattlichem Elfenbeingriff in der Rechten, da erfüllte ihn das Bewußtsein des Sieges, welchen der starke Geist wieder einmal über das schwache Fleisch davongetragen, sogar mit einem Stolz und einer Unternehmungslust, wie sie nicht eben zu den häufigeren Regungen seines bescheidenen Pädagogenherzens gehörten.

Noch war es beinahe nächtig still auf den Straßen, und nur ganz vereinzelt fuhr hier und da ein Fenstervorhang in die Höhe. Aber ein erquickender Morgenhauch wehte frisch und würzig dem frühen Spaziergänger entgegen, so daß sich seine etwas eingefunkene Brust unwillkürlich weiter als sonst in tiefen, wohligen Athemzügen dehnte.

Sonst, wenn er Morgens eiligen Schrittes nach dem Gymnasium hastete, waren seine Gedanken zumeist schon so ganz von dem Pensum des bevorstehenden Tages erfüllt, daß er herzlich wenig Aufmerksamkeit hatte für das, was um ihn her geschah. Heute aber befand er sich in einer so sonntäglich gehobenen Stimmung, daß er mit wahren Vergnügen die ersten Anzeichen des erwachenden Großstadtlebens beobachtete, wie wenig einnehmend und poesievoll sie ihm auch in Gestalt einiger Milchjungen und Bäckerburschen auf seinem Wege zum Bahnhofe entgegen traten. Ja, der Herr Oberlehrer hatte sogar zum ersten Mal seit vielen Jahren recht aufmerksame Blicke für ein paar bildsaubere, dralle Dienstmädchen, die mit vergnügten Mienen an ihm vorüber eilten, und er machte dabei in der Stille seines Herzens die Bemerkung, daß so ein Spaziergang in der Sonntagsfrühe die paar Stunden geopferten Schlafes doch eigentlich recht wohl werth sei.

Aber es war dies keineswegs die einzige Entdeckung, welche ihm an diesem Ostermorgen vorbehalten war.

Noch gestern Abend, als er sich vor dem Entkleiden fürsorglich davon überzeugt hatte, daß die Wärmflasche an ihrem rechten Platze zwischen den Kissen sei, war er der festen Ueberzeugung gewesen, daß es Winter sei, und jetzt, als er auf den mit Anlagen geschmückten Bahnhofplatz hinaus trat, nahm er mit einem Mal zu seinem nicht geringen Erstaunen wahr, daß es Frühling geworden war. Die Büsche, welche die Rasenplätze einfaßten, waren mit grünen Knospen bedeckt, und auf den runden Beeten inmitten der frischgrünen Flächen hoben liebliche Crocus ihre gelben Blüthenköpfe empor. Und nun hatte auch die Sonne endlich siegreich den Frühnebel zerrissen, der ihr bis dahin hartnäckig die Herrschaft streitig gemacht hatte; ein breiter Strom warm-goldigen Lichtes fluthete über die erwachende Stadt dahin, und dem Oberlehrer wurde es ganz eigen feierlich ums Herz.

„Wahrhaftig — es ist doch ein besonderes Ding um so einen Ostermorgen!“ meinte er bei sich selber. „Es geht etwas wie Auferstehungsstimmung durch die ganze Natur.“

Und etwas von dieser frohen Auferstehungsstimmung mußte wohl besonders in seinem eigenen Gemüthe sein, da er den höflichen Gruß des jungen Doktor Felix Tiburtius, der ihm

eben in den Anlagen des Bahnhofes entgegen kam, sonst wohl kaum mit so besonderer Herzlichkeit und Wärme erwidert haben würde. Denn der Professor hielt etwas auf die Würde seiner Oberlehrer-Stellung, und er ging im Verkehr mit seinen jungen Kollegen vom Gymnasium über eine gewisse Vertraulichkeitsgrenze niemals hinaus. Der Doktor Tiburtius aber war erst seit zwei Monaten fest angestellt: er deklinirte mit den Sextanern mensa rotunda und discipulus parvus, und es gab demgemäß einen so gewaltigen Rangunterschied zwischen ihm und dem Professor, daß von der Anknüpfung näherer Beziehungen bisher naturgemäß nicht hatte die Rede sein können.

Der junge Doktor mußte die außerordentliche Ehre, die ihm heute widerfuhr, denn auch allem Anschein nach vollauf zu schätzen. Ein wahrhaft glückliches Leuchten ging über sein hübsches Gesicht, und mit großer Zuorkommenheit gab er dem Professor Antwort auf seine freundlich herablassenden Fragen.

Er habe nur ein wenig frische Luft schöpfen wollen, wie er sagte, und die Umgebung des Bahnhofes scheine ihm für solche Morgen Spaziergänge ganz besonders geeignet.

„Der Herr Professor aber hegen vermuthlich die Absicht, einen kleinen Ferienausflug zu unternehmen?“

Der Oberlehrer seufzte und schüttelte den Kopf.

„Ich erfülle eine Dankpflicht,“ sagte er. „Meine Schwester in Breslau — das heißt, sie ist eigentlich meine Stiefschwester — hat mich gestern durch die Mittheilung überrascht, daß ihr ältestes Töchterchen auf der Reise nach Frankfurt heute hier durchkommen und sich nicht nehmen lassen werde, den guten Onkel, den es seit vier Jahren nicht gesehen, zu begrüßen. Das liebe Kind hat für diese Begrüßung sogar einen Aufenthalt von zehn Stunden angesetzt, und nun ist es natürlich meine Pflicht, während dieser Zeit ihren Cavalier zu machen. Ich muß Ihnen gestehen, lieber Kollege, daß mir einigermaßen bange davor ist, wie ich mich einer so ungewohnten Aufgabe entledigen werde. Natürlich möchte ich meiner kleinen Nichte die zehn Stunden ihres Hierseins gerne so amüsant als möglich machen; aber in meinen Jahren versteht man sich nicht mehr so recht auf das, was jungen Mädchen Spaß macht, und ich fürchte darum beinahe, sie wird in ihren Hoffnungen stark enttäuscht werden.“

„Wenn Sie der jungen Dame vielleicht die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt zeigten —“ warf Doktor Tiburtius bescheiden ein; der Professor aber seufzte nur noch tiefer.

„Daran habe ich wohl gedacht; doch wie soll man Jemandem etwas zeigen, was man selbst nicht kennt? Ich habe mich niemals viel um Museen, Galerien und dergleichen gekümmert. Auf jede zweite Frage würde ich ihr aller Voraussicht nach die Antwort schuldig bleiben müssen.“

„Würden Sie es für sehr unbescheiden halten, Herr Professor, wenn ich mich Ihnen als Führer anböte? — Da ich mir für den heutigen Festtag noch kein Programm entworfen habe, würde ich Ihnen meine bescheidenen Vorkenntnisse ganz und gar zur Verfügung stellen können.“

Der Oberlehrer wurde durch dies lebenswürdige Anerbieten augenscheinlich nicht wenig erfreut.

„Sie sind außerordentlich gütig, lieber Kollege! — Natürlich mache ich von Ihrer Freundlichkeit bereitwilligst Gebrauch und bitte Sie, sich für die Dauer des heutigen Tages als meinen Gast zu betrachten. — Aber die Zeit drängt — der Zug muß gleich ankommen. Wenn es Ihnen genehm ist, treffen wir uns nach einer Stunde in der Hilbertschen Konditorei.“

Als fürchte er, die freundliche Aufforderung könnte den Professor noch im letzten Augenblick wieder gereuen, zog sich Doktor Tiburtius eilig in der Richtung auf die bezeichnete Konditorei zurück, von Zeit zu Zeit leise vor sich hinlächelnd und mit seinem Stöckchen in der Luft herumfuchtelnd, wie wenn ihn allerlei überaus lustige Gedanken erfüllten.

Der Oberlehrer aber erreichte den Perron gerade in dem Augenblick, als der Zug einfuhr. Er suchte unter den Aussteigenden nach einem kleinen, unbedeutenden Mädchen mit langen, flachsblonden Zöpfen, und er riß seine etwas kurzfristigen Augen ganz gewaltig auf, als er statt dessen plötzlich eine schlanke,

hübschöne junge Dame mit rosigem Wangen und leuchtenden Augen auf sich zuweilen sah.

„Onkel — lieber Onkel! — Bist Du mir denn auch wirklich nicht böse, daß ich Dich so früh aus den Federn gejagt habe?“

„Böse?“ — Der Herr Oberlehrer nahm in all seiner freudigen Ueberraschung fast eine beleidigte Miene an. „Als wenn ich ein Greis wäre, der bis in den hellen Mittag hinein schlafen muß! Nein, meine liebe Elli, böse bin ich Dir nicht. Aber ich kann mich noch gar nicht von meinem Erstaunen darüber erholen, wie stattlich und wie schön Du in diesen kurzen vier Jahren geworden bist.“

Die reizende junge Dame lächelte ihn schelmisch an.

„Findest Du das wirklich, Onkelchen? — Nun, ich freue mich, daß ich wenigstens keinen schlechten Eindruck auf Dich gemacht habe. — Aber ich bin so durstig! — Sollte sich vielleicht irgendwo in der Nähe ein Täschchen Kaffee aufreiben lassen?“

„Gewiß, mein Kind — in der Hilbertschen Konditorei — es sind nur zehn Minuten von hier.“

Sie machten sich auf den Weg, und mit jedem weiteren Schritte, den er an der Seite dieses holdseligen jungen Wesens that, wuchs das Entzücken des Professors. Wie war es nur möglich, daß das unbedeutende kleine Ding sich so gewaltig hatte verändern können! Wahrhaftig, dieser Ostersonntag war für ihn ein Tag der Entdeckungen. Glaubte er doch nie zuvor so glänzende Augen gesehen, nie zuvor ein so bestrickend silberhelles Lachen gehört zu haben, und hätte er sich selber doch niemals eine so muntere Gesprächigkeit zugetraut, als er sie unter der ansteckenden Wirkung ihres munteren Geplauders an den Tag legte.

„Was wirst Du denn nun aber während der nächsten zehn Stunden mit mir anfangen, lieber Onkel?“ fragte Elli, als das Firmenschild der Hilbertschen Konditorei bereits vor ihnen auftauchte, und nun erst fiel dem Oberlehrer seine Verabredung mit dem Doktor Tiburtius wieder ein. Sie geruete ihn fast; denn er sagte sich, daß er seine Aufgabe am Ende doch wohl auch ohne fremde Hilfe hätte lösen können. Aber an dem Geschehenen war nun einmal nichts mehr zu ändern, und so brachte er Elli schonend bei, was er in seiner übergroßen Fürsorglichkeit gethan. Zum Glück schien sie es ihm durchaus nicht übel zu nehmen, sondern sie hörte ihm sogar mit ganz unverkennbarem Interesse zu, als er — gewissermaßen um seine Handlungsweise zu entschuldigen — in Ausdrücken der höchsten Anerkennung von seinem jungen Kollegen sprach.

„Er ist wirklich ein ganz ausgezeichnete Mann, liebe Elli,“ sagte er, als sie bereits die Stufen zur Hilbertschen Konditorei empor stiegen. „Du kannst mir glauben, daß ich Dir sonst niemals zugemuthet haben würde, ein paar Stunden in seiner Gesellschaft zuzubringen.“

„Ich vertraue ganz auf Deine Menschenkenntniß, lieber Onkel“, antwortete Fräulein Elli leise. Dann stand sie bereits vor dem Doktor Tiburtius, und der Professor stellte sie einander mit etwas altmodischer Umständlichkeit vor. Daß die beiden jungen Leute dabei merkwürdig roth wurden, und daß Tiburtius nur einige unzusammenhängende, stotternde Worte hervorbrachte, fiel dem Oberlehrer nicht weiter auf. Denn auch er war ja durch Ellis ungewöhnliche Schönheit zuerst in Verwirrung gesetzt worden, und er war doch beinahe ihr richtiger Onkel.

Sie waren nicht in die Museen gegangen, um die dort aufgespeicherten Schätze der Vergangenheit zu bewundern, sondern sie hatten auf Fräulein Ellis lebhaft geäußerten Wunsch bei dem herrlichen Frühlingswetter einen Spaziergang in die Umgebung der hübsch gelegenen Stadt unternommen. Nun saßen sie — noch immer zu Dreien — in der offenen Glasveranda eines einfachen ländlichen Gasthauses beim Mittagessen, und der Professor Friedrich Hermann wunderte sich nicht einmal über seinen eigenen Leichtsin, der ihn die Gefahr einer fürchterlichen Erkältung in den Wind schlagen ließ, wie wenn ihm der Gedanke an einen Schnupfen niemals in seinem Leben Furcht und Grauen eingeflößt hätte. Ihm war über-

haupt zu Sinn, als habe er an diesem gesegneten Ostermorgen einen kräftigen Trunk aus dem sagenhaften Brunnquell der Verjüngung gethan. Seine Brust dehnte sich, seine Augen blitzten, und sogar seine etwas eingerostete Stimme hatte einen frischeren, jugendlicheren Klang. Freilich hatte er seine Kehle auch seit Langem nicht mehr so ausgiebig benezt als heute, wo auf sein Geheiß nun bereits die dritte Flasche feurigen Rheinweins gebracht worden war. Es konnte nicht gerade Wunder nehmen, daß er durch den Rheinwein, den Sonnenschein und vielleicht auch noch durch irgend einen anderen geheimnißvollen Einfluß auf allerlei lustige Erinnerungen aus seiner Studentenzeit gebracht worden war; aber er erzählte diese kleinen Geschichten heute nicht wie sonst, als ob sie einer weit hinter ihm liegenden Zeit angehörten, sondern als ob sie ihm erst unlängst passirt wären und als ob er ganz der Mann darnach wäre, die nämlichen losen Streiche auf dem Fleck noch einmal zu verüben. Denn es war kein Zweifel; der Herr Oberlehrer fühlte sich nicht nur jugendlich, sondern er wollte auch jugendlich erscheinen, und es mußte ihm sogar ganz außerordentlich viel daran gelegen sein, da er diesem Bestreben einen großen Theil jener Würde zum Opfer brachte, auf die er dem jungen Kollegen aus der Sexta gegenüber sonst doch so sehr zu halten pflegte.

Mit einer scheinbar sehr andächtigen Aufmerksamkeit hörten ihm die beiden Anderen zu. Sie aßen nicht viel und tranken noch weniger; aber sie sahen deßungeachtet satt und beseligt aus, wie wenn ihnen an irdischem Behagen durchaus nichts mehr zu wünschen übrig bliebe, und jedesmal, wenn der Herr Professor eine kleine Pauze in der Erzählung machte, um seinen Teller oder sein Glas von Neuem zu füllen, sahen sie einander an und lächelten, wie eben nur zwei glückliche junge Menschenkinder an einem sonnigen Lenztage lächeln können.

Als dann auch der Kaffee getrunken worden war und als ein kühleres Lüftchen, welches durch die offene Veranda strich, leise daran mahnte, daß man trotz alles Frühlingssonnenscheines noch immer in der Zeit der kurzen Tage sei, wurde der Herr Oberlehrer plötzlich unruhig und begann auf seinem Stuhle hin und her zu rücken. Dabei warf er seinem jungen Kollegen wiederholt eigenthümliche Blicke zu, die immer weniger freundlich und wohlwollend wurden, je weiter der Andere davon entfernt schien, ihre Bedeutung zu verstehen.

„Wir werden an den Rückweg denken müssen, wenn meine Nichte die Weiterfahrt nicht versäumen soll“, sagte er endlich. „Aber wir können unmöglich die lange Strecke noch einmal zu Fuß machen. Wenn auch wir Männer rüstig genug dazu wären — für eine junge Dame ist das entschieden zu viel der Anstrengung. Möchten Sie nicht einmal Umschau halten, lieber Herr Kollege, ob sich irgendwo in der Nähe ein Wagen auftreiben läßt?“

Etwas zögernd und mit keineswegs freudiger Miene erhob sich der Angeredete von seinem Stuhl; ein verstohlener Blick aus Ellis schönen Augen aber scheuchte rasch die Wolke von seiner Stirn. Er wandte sich dem Hause zu, und sobald er außer Hörweite war, rückte der Professor näher an seine Nichte heran.

„Ein Mensch wie eine Klette“, sagte er. „Ich hätte ihn wahrhaftig nicht für so aufdringlich gehalten.“

„Aber Du selbst hast ihn doch eingeladen, lieber Onkel, und ich finde, er hat sich bis jetzt recht bescheiden und lebenswürdig benommen.“

„Nun ja, nun ja!“ meinte der Oberlehrer mit einer etwas wegwerfenden Geberde, und dann, indem er noch um ein Gerings näher an Elli heranrückte, fügte er hinzu:

„Weißt Du auch, daß dieser Tag für mich einer der schönsten meines ganzen Leben gewesen ist, liebe Elli?“

„Er war es auch für mich, Onkel!“ erwiderte sie ganz aufrichtig und dabei schlug sie ihre leuchtenden Augen voll zu ihm auf. „Ich kann Dir garnicht sagen, wie glücklich ich bin!“

„Wahrhaftig?“ rief er und sein Gesicht nahm einen ganz merkwürdigen Ausdruck an. „Nun, meine liebe, liebe Elli, wenn Du selber mir denn so großmüthig den kühnen Schritt erleichterst, so darf ich wohl nicht länger zögern, Dir zu gestehen —“

Da legte sie ihre kleine Hand auf seinen Arm und sah ihn zugleich schelmisch und bittend an.

„Nein, nein, Onkelchen, laß mich mit den Geständnissen den Anfang machen! Ich habe ja eine so schwere Sünde und eine so große Bitte auf meinem Herzen.“

„Eine Sünde — eine Bitte?“ fragte der Professor, der durch die Unterbrechung etwas aus der Fassung gebracht worden war, verwirrt. „Ja, so laß doch hören, mein Kind!“

„Du meinst, ich hätte den Doktor Tiburtius heute zum ersten Mal gesehen, und Du meinst, es sei ein Zufall gewesen, als er Dir heute früh auf dem Bahnhofsplatze begegnete. Aber das Eine ist ein Irrthum wie das Andere. Wir kennen uns schon lange und wir —“ erglühend senkte sich dabei ihr liebliches Köpfschen — „wir haben uns schon lange von Herzen lieb. Als Felix in Breslau sein Probejahr absolvirte, haben wir uns gewissermaßen heimlich verlobt; denn Mama will leider nichts von der Bewerbung des Doktors wissen und wir mußten es darum hinter ihrem Rücken thun. Sie meint, ein junger Lehrer sei keine rechte Partie für mich, besonders wenn er, wie der arme Felix, gar kein Privatvermögen besitzt. Da haben wir denn in unserer Verzweiflung alle unsere Hoffnungen auf Dich gesetzt. Ich ließ mich von einer Freundin nach Frankfurt einladen, nur um Dich auf der Durchreise sprechen zu können, und daß ich auch Felix von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtete, war doch wohl kein Verbrechen, nicht wahr? Nun hast Du selber ihn eingeladen, den Tag mit uns zu verbringen, und aus Deinem eigenen Munde habe ich am Morgen gehört, ein wie ausgezeichnete Mensch er ist. — Ach, lieber, lieber Herzensonkel, wenn Du doch ein gutes Wort für uns einlegen wolltest — die Mama hält ja von keinem Menschen soviel als von Dir! — Ach, wir Beide würden Dir dafür bis an unser Lebensende dankbar sein.“

Und ehe er sich's verah, fühlte der Professor zwei weiche Arme an seinem Halse und einen jugendwarmen Athem an seiner runzeligen Wange. Vor fünf Minuten noch wäre ihm eine solche Liebkosung als der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit erschienen; denn vor fünf Minuten noch hatte er sich genug genug gefühlt, um kühnlich nach solchem Preise zu ringen. Jetzt aber, da Ellis liebevolle Zärtlichkeit nur dem alten Onkel galt, ging es ihm unter der zarten Berührung wie ein Frösteln durch den ganzen Körper; um all seinen späten Jugendmuth und all seine tollkühne Unternehmungslust war es mit einem Mal geschehen.

„Ihr habt Euch also eine Art von Aprilscherz mit mir gemacht?“ brachte er etwas unsicher hervor. „Nun, ich muß gestehen, meine liebe Elli — besonders hübsch finde ich das gerade nicht.“

Da verschloß sie ihm die zürnenden Lippen mit einem Kuß und flüsterte ihm ins Ohr:

„Da kommt Felix schon zurück! — Zeige ihm ein freundliches Gesicht, liebster Onkel! — Es ist heute ja Ostersonntag und auch Du bist doch einmal jung gewesen —“

Da schämte sich der Herr Oberlehrer ganz im Stillen, und um von seiner Beschämung nichts merken zu lassen, machte er wirklich ein freundliches Gesicht.

Als das zweite Signal zum Einsteigen bereits gegeben war, neigte Ellis blondes Köpfschen sich noch einmal aus dem Coupéfenster und ihre liebe, weiche Kinderstimme rief:

„Auf Wiedersehen, Felix! — Auf Wiedersehen, Onkel! — und noch einmal tausend, tausend Dank für diesen unvergleichlichen Ostertag!“

Dann ertönte ein schriller Pfiff, und unter vielem Tücherwehen der Zurückbleibenden schnaubte der Zug davon.

„In der That, Herr Professor — auch ich werde Ihnen niemals genug danken können für die Güte, welche Sie uns heute bewiesen haben, und für die Großmuth, mit der —“

„Schon gut, schon gut, lieber Herr Kollege!“ wehrte der Oberlehrer ab. „Wir wollen von dem kleinen Aprilscherz nicht weiter reden, und was ich bei meiner Schwester aussprechen kann, will ich in Gottes Namen thun, denn Jugend und Jugend gehören wohl nun mal zusammen. — Für jetzt

aber muß ich Ihnen Abieu sagen; denn ich spüre so ein verdächtiges Kraken im Halse wie von einem beginnenden Schnupfen. Es bleibt doch eine alte Wahrheit, daß man Dstern noch nicht im Freien sitzen soll und schiene die Sonne auch noch so verführerisch.“

Er hüllte sich fester in seinen Ueberrock und eilte nach

Hause, um zu schlafen. Sein letzter Gedanke vor dem Einschlafen aber war:

„Dstern — Frühling — Liebe — — am Ende ist das Alles doch bloß für die glückliche Jugend. Wenn man in meinen Jahren ist, bekommt's Einem nicht mehr, sich mit solchen Kindergeschichten abzugeben.“

## Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Entschuldigen Sie, Fräulein, aber ich glaube, da hat Ihre Frau Mutter Recht. Ich werde das Geld nachher zum Bankier schaffen. Freilich kann ich nicht verhindern, daß sich trotzdem irgend ein Lump einbildet, ich hätte meinen Urnheim oben.“

„Ja, es ist ein Unglück“, meinte Frau Briefmeister. „Ich schlafe keine Nacht mehr ruhig. Wenn so ein Kerl einbricht — Sie am Ende gar . . .“

Fräulein Minna ließ einen leisen Aufschrei hören. „Um Gotteswillen, Mama, denke nicht an so Etwas!“

„Beruhigen Sie sich, meine Damen . . .“

„Wissen Sie was, Herr Heller: Wollen Sie nicht lieber ein Nachtlicht brennen? Ich habe einmal gelesen, daß ein berühmter Spitzbube in Paris gefragt worden ist, wodurch man sich am Besten vor nächtlichem Einbruch schützen könnte, da hat er gesagt: dadurch, daß man Licht im Schlafzimmer brennt.“

„Gut, geben Sie mir ein Nachtlicht hinauf.“

„Sie waren gestern im Theater, Herr Heller?“ fragte das Fräulein.

„Ja wohl.“

„Und da haben Sie uns nicht mitgenommen? Psui, das ist schlecht von Ihnen.“

Stephan Heller fühlte etwas wie Zerknirschung.

„Sie gehen gern in's Theater?“ fragte er plötzlich.

„Welche Frage!“

„Nun, was würden Sie sagen, wenn ich für die Saison zwei Abonnementsbillets nähme?“

„Ach, Herr Heller . . .“ Zwei leuchtende Mädchenblicke, die sich verstohlen in seine Augen senkten. „Wenn es nur kein Gerede giebt.“

„Ah bah, die Leute reden viel. Also abgemacht. Ich hatte ohnehin so gewisse Absichten . . .“ Er merkte, daß er mißverstanden wurde, und fuhr rasch fort: „Haben Sie gerade einen Wunsch auf Lager, Frau Briefmeister?“

Frau Briefmeister strahlte verschämt. „Jetzt, wo der Winter kommt . . . meine Pelzjachen sind recht mottenfräßig.“

„Also Pelzjachen. Und Sie Fräulein Minna?“

„Das kann ich kaum annehmen . . . nein, bitte, das geht doch nicht an . . .“

„Ein Granatschmuck“, flüsterte Frau Briefmeister dem Glücklichen in's Ohr. „Sie wünscht ihn sich schon lange.“

Heller nickte. „Alles in Ordnung. Wie wär's, wenn Sie sich gleich zu einem Ausgang fertig machen, Frau Briefmeister? Ich hole inzwischen das Geld herunter für den Bankier.“

Im Treppensteigen redete sich Heller gütlich zu. „Es geht nicht anders, wenn sie nichts Gescheidtes kriegen und maulen, habe ich's an meiner Gemüthlichkeit zu büßen. Und die Minna mißfällt mir keineswegs: ich glaube, es sitzt sich ein ganz Theil besser zu Zweien im Theater.“

Als Wirthin und Miether heimgekehrt, war das Guthaben des Herrn Stephan Heller um weitere 325 Mark geschmolzen; er hatte dem Bankier 21 000 Mark übergeben, zu seiner augenblicklichen Disposition standen noch 1 469 Mark 75 Pfennige. Frau Briefmeister war ganz Glück — Heller mußte wenigstens Mittag mit den Frauen essen! Das Fräulein

dankte mit einem stummen, aber langen und beredten Händedruck, während sie sonst verhältnismäßig kühl erschien.

„Sa der Tausend, ich muß erst noch zwei Visiten machen“, fiel es Heller plötzlich ein.

„Wo denn?“

„Oh — bei Mehring's und Butterwed's. Ich war ja gestern geladen.“

Er machte rasch Toilette und ging. Natürlich bekam er nur die Damen zu sprechen, die Männer waren im Geschäft. Wieder ein sehr artiger Empfang, zunächst von Seiten der Frau Mehring. Fräulein Selma war nicht zu Hause, kam aber von ihrem Ausgang zurück, bildhübsch und vornehm in ihrer herbstlichen Straßentoilette. Sie neigte zwar sehr förmlich den Kopf, aber sie theilte sich doch bei der Unterhaltung, nachdem sie abgelegt . . . und es kam der Geist über Stephan Heller: er plauderte in bester Laune.

Beim Mittagessen daheim kämpften Fräulein Minna und Fräulein Selma Mehring einen Kampf in Heller's Herzen. Zum Schlusse behauptete jede ihre Position. „Fräulein Minna ist mehr etwas für's Gemüth“, sagte der Glückliche bei sich, „aber die Andere imponirt mir wiederum mehr.“ Das hieß doch nur: Fräulein Minna war die Gegenwärtige, und sie war zugleich die Entgegenkommendere.

Nach dem Kaffee öffnete Heller oben die noch ungelesenen Briefe. Wieder zumeist Offerten zur Anlegung von Kapitalien und Geschäftsempfehlungen mit Preiscourant. Man bot ihm Häuser und eingerichtete Geschäfte zum Kauf an, lauter „brillante Gelegenheiten.“ — „Fauler Schwindel“, sagte Heller für sich. „Wenn etwas damit zu verdienen wäre, behielten sie die Sachen wohl selber.“ Wegen Alters des Besitzers sollte er eine Schlächtereier, wegen Vermögenstheilung eine Druckerei kaufen. „In Häusern spekuliren, das wäre nicht übel.“ Aber Stephan Heller besaß nicht für fünf Pfennige Spekulationsgeist; er sah da eine endlose Kette von Aufregungen vor sich, die ihm Grauen verursachte. Noch immer wollte ihm die ländliche Hypothek zu 5½ Prozent als eine der günstigsten Gelegenheiten bedünken, und eine Zuschrift des Kollektors wünschte just die baldige Entscheidung. Freilich — mit 550 Mark jährlich ist nicht viel anzufangen. Unabhängig wird man damit nicht. — Auch wieder ein paar Bettelbriefe. „Ach was,“ murkte der Glückliche, „ich habe nachgerade genug gegeben.“ Nur der letzte rührte ihn.

Ein junger Mann, Lehrerssohn, Student, hatte seine Studien aussetzen müssen, kurz vor dem Examen, weil sein Vater gestorben war, er für Mutter und Geschwister zu sorgen hatte. Er war Theolog, offenbar durchdrungen von dem gewählten Beruf. Augenblicklich ernährte er sich und die Familie mühsam von Stundengeben in der Heimath. Ein paar Hundert Mark würden genügen, ihn das Ziel seiner Sehnsucht und damit eine dauernde Versorgung der Seinen erreichen zu lassen. Ein herzgewinnender Brief.

Heller dachte nach, ging stille an das Pult und schrieb einen Postauftrag: 500 Mark für den Studenten; gegen Schuldschein geborgt, wie er diesem brieflich meldete. So behielt er 969 Mark 75 Pfennige im Pulte.

(Fortsetzung folgt.)